

Schwarzwälder Tageszeitung

„Aus den Cannen“



Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Wochenpr.: Monatlich d. Bolt. A 1.20 einchl. 18 J. Beschr.-Geb., aus. 30 J. Zustellungsgeb.; d. Wg. Nr. 140 einchl. 20 J. Ausst.ergeb.; Einzel-Nr. 10 J. Bei Nichterscheinen der Ztg. inf. hoch gewalt. ober. Betr.-Behörde besteht kein Anspruch auf Lieferung. Drahtanschrift: Cannenblatt, Fernruf 321

Anzeigenpr.: Die einseitige Millimeterzeile oder deren Raum 5 Pfennig. Zeit-
millimeterzeile 15 Pfennig. Bei Wiederholung oder Mengenabnahme Nachh. nach Verabredung. Bei Anzeigenort Altensteig, Gerichtsstand Nagold.

Nummer 4

Altensteig, Donnerstag, den 6. Januar 1944

67. Jahrgang

England und die USA.

Von Generalmajor a. D. Dittle.

Ohne jeden Zweifel steht es fest, daß die britischen Inseln in früheren Zeiten mit dem europäischen Festlande zusammengehörten und daß ihre Trennung von dem Festlande in vorgeschichtlicher Zeit stattgefunden hat. Geologische Formationen, die an der französischen Küste vorhanden sind und in England ihre Fortsetzung finden, beweisen dies untrüglich. England ist also ein Teil von Europa, und seine Bevölkerung müßte sich infolgedessen eigentlich den Einflüssen anderer Kontinente gegenüber mit Europa solidarisch fühlen. Das ist nicht der Fall.

Die Briten fühlen sich seit Jahrhunderten infolge ihrer insularen Lage als ein besonderes Volk, und dementsprechend haben auch ihre Regierungen ihre Politik gehandhabt. Das hat sie zwar nicht abgehalten, sich in vielen Fällen in die europäische Politik einzumischen, auch Ansprüche auf europäischen Boden zu erheben und solchen zeitweise in Besitz zu nehmen; sie haben aber niemals europäische Politik, sondern stets nur rein englische getrieben und sich bei allen Gelegenheiten nur von dem Bestreben leiten lassen, für England Vorteile — und zwar auf möglichst billige Weise und auf Kosten anderer — herauszuschlagen.

Von der Klugheit und Folgerichtigkeit der früheren Politik ist in den letzten Jahrzehnten nichts zu spüren gewesen, mag auch die Anrüchlichkeit der Maßnahmen geblieben sein. Verstehen läßt sich die englische Politik der Jetztzeit insofern nicht, als ihr Ergebnis jedenfalls nur die Vernichtung des Empires sein kann. England hat sich in eine Lage hineinmanövriert, die ihm nur zu seinem Schaden werden kann. Die Triebfeder, die England zu dem jetzigen Kriege mit Deutschland in Bewegung gesetzt hat, ist ja nicht die Absicht des Schutzes der „Demokratie“, die ja nur eine verschleierte Form der Weltbeherrschung des Judentums ist, auch nicht die Feindseligkeit gegen die deutsche Regierungsform, wie zeitweise behauptet wurde, sondern die Absicht, die Vernichtung Deutschlands, die durch das Versailles-Diktat nicht gelungen war, nunmehr endgültig werden zu lassen.

Dazu dürfte zu erwähnen sein, daß das englische Volk in seiner Gesamtheit vermutlich gar nicht den Wunsch zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit Deutschland verspürte. Anders dachten freilich die Männer der Regierung und diejenigen, die hinter ihnen standen und ihnen vorschrieben, was zu tun sei. Ihnen lag nur eines am Herzen, und das war die Sicherung der Einkünfte aus ihren in der ganzen Welt investierten Kapitalien, die sie nicht beeinträchtigt sehen wollten. Ob zu dem Erreichen dieses Zweckes hunderttausende von Menschen geopfert werden und Völker zugrunde gingen, war ihnen völlig gleichgültig. Im Grunde genommen waren aber diese Leute gar nicht in der Lage, ganz nach ihrem eigenen Ermessen zu verfahren, sondern ihre Handlungsweise wurde auch durch ausländische Verflechtungen, teils geschäftlicher teils persönlicher Art, in gewisser Hinsicht bestimmt. Der englische Nationalstolz hat bei allen diesen Dingen nur eine recht geringfügige Rolle gespielt.

Wesentlich ist hierbei, daß man in England überzeugt war, allein in einem Kampf mit Deutschland nicht bestehen zu können und deshalb glaubte, von Anfang an sich die amerikanische Hilfe sichern zu müssen. Das war aber eine Lage Englands, wie man sie sich in den USA seit Jahren gewünscht und mit Bedacht vorbereitet hatte. Die amerikanische Hilfe wurde auch zugesagt, aber nicht, wie man in England vermutlich annahm, um den Bestand des Empires zu sichern. Vielmehr glaubte Präsident Roosevelt, dessen New Deal-Politik nämlich gescheitert war und weder vermocht hatte, der erschreckend großen Arbeitslosigkeit zu steuern noch die drückende Not der Landwirtschaft zu beheben, durch eine weltimperialistische Außenpolitik diese Mängel beseitigen und die im Volke gärende Unzufriedenheit durch Ablenkung nach außen beschwichtigen zu können. In der Hauptsache aber war das Ziel dieser Politik nichts Geringeres als die restlose Inbesitznahme des englischen Empires. Der Gedanke war allerdings trotz des brennenden Ehrgeizes des Präsidenten und seiner transatlantischen Herrschsucht, nicht allein seinem eigenen Kopfe entspringen, sondern, wenigstens zu einem beträchtlichen Teil, aus den Köpfen seines Gehirntrustees, der je nach Bedarf, wie es die Stunde verlangte, aus anderen Männern zusammengesetzt wurde; insbesondere verstanden die jüdischen Finanzgewaltigen der Wallstreet, den Willen des Präsidenten durch geeignete Einflüsterungen nach ihrem eigenen zu lenken.

Nichts lag dabei Roosevelt und seinen Ratgebern fern, als die Erhaltung des englischen Empires, sondern sie glaubten nunmehr den Augenblick gekommen, in dem sie ihren imperialistischen Wünschen zur Wirklichkeit verhelfen und das Erbe des Empires in aller Welt antreten könnten. Deshalb hetzten sie England in den Krieg, das fälschlich hoffte, von den USA gestützt zu werden, und darum für alle Friedensvorschlüsse Deutschlands taube Ohren hatte. Schon vor dem Polenkrieg war Roosevelt die treibende Kraft gewesen, die England veranlaßte, Polen den Rücken zu stärken. Als sich nach Beendigung dieses Krieges in England eine gewisse Neigung zu zeigen schien, die von Deutschland ausgehende Friedenshand zu ergreifen, ging Roosevelt sogar so weit, daß er von England unter Drohungen die Fortsetzung des Krieges verlangte. Er wollte unter allen Umständen England in einen Krieg verwickelt sehen, der es so schwächte, daß die englische Erbschaft den USA als reife Frucht in den Schoß fallen mußte.

Berlustreiche Angriffe der Bolschewisten

Erbitterte Abwehrkämpfe unserer Grenadiere

DNB. Aus dem Führerhauptquartier, 5. Januar.
Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:
Im südlichen Teil der Ostfront kam es auch gestern nur zu Kampfhandlungen von örtlicher Bedeutung.

Im Kampfraum südlich und westlich Shtomil wurden wiederholte starke Angriffe der Sowjets abgewiesen und eine Anzahl feindlicher Panzer vernichtet. Eigene Panzerverbände zerschlugen in überrollendem Vorstoß ein sowjetisches Schützenregiment. Besonders im Abschnitt von Verdichow steigerten die Bolschewisten ihre Angriffe. Nach erbitterten Kämpfen wurde der Mittelteil der Stadt aufgegeben, während die Sowjets an den übrigen Stellen zurückgeworfen wurden.

Weslich Propolj trat der Feind nach starker Artillerievorberereitung mit mehreren Schützenbataillonen und zahlreichen Panzern auf schmaler Front zum Angriff an. Die für die Sowjets besonders verlustreichen Kämpfe sind noch im Gange.

Versuche der Bolschewisten, nordwestlich Witebsk das in den letzten Tagen von uns eroberte Gelände zurückzugewinnen, wurden zum Teil im Gegenstoß abgewiesen. Nördlich Nowel schloß sich ein mit Panzerunterstützung g. führter Angriff der Bolschewisten.

Marokkubatterien beschossen bei Krosnograd im Eis schliefende bolschewistische Spezialfahrzeuge und erzielten zahlreiche Treffer auf einem Motorfahrzeug.

An der Süditalienischen Front griff der Feind westlich Venafro

wiederholt unsere Geschützposten mit überlegenen Kräften an. Er wurde unter hohen blutigen Verlusten abgewiesen. Auch nordwestlich Ortona brachen mehrere feindliche Angriffe vor unseren Stellungen zusammen.

In den Mittagsstunden des 4. Januar griffen nordamerikanische Bomber Orte in Nord- und Westdeutschland an. Die Bombenerziel der Stadt Kiel waren erneut das Ziel eines schweren Terrorangriffs. Luftverteidigungskräfte schossen nach bisher vorliegenden Meldungen über dem Reichsgebiet und den besetzten Westgebieten 29 Flugzeuge, meist oermotorisierte Bomber, ab.

In der letzten Nacht überflogen einige britische Störflugzeuge West- und Norddeutschland.

Deutsche Flugzeuge griffen in der vergangenen Nacht Einzelziele in Südostengland an.

Industriebezirke in Leningrad wirksam beschossen

DNB Berlin, 3. Januar. An der Kandalaksha-Front blieb am 2. Januar der Angriff eines feindlichen Bataillons im zusammengefaßten Feuer der deutschen Abwehr vor unseren Linien liegen. Bei Einbruch der Dunkelheit zogen sich die Bolschewisten wieder auf ihre Ausgangsstellungen zurück. Schwere Waffen bekämpften feindliche Batterien und hatten in den Geschützstellungen mehrere Treffer. In Leningrad lagen Industriestädte, Stabsquartiere und Verwaltungsgebäude unter wirksamem Beschuss der schweren Artillerie des Heeres.

Rampf ohne Gnade

Frontskizze von Tjark Herbert Ufen

Ueber dem Stützpunkt der Grenadiere liegt das Schweigen des Todes und der Erschöpfung. Durch die Stille, die seit kurzem das stürrende Bersten beider Artillerien abfließt, klingt nur die eilige Schanzarbeit weniger Soldaten. Verbissen haben die Grenadiere sieben Wochen lang dem Sturm der Steppe standgehalten, bis es schließlich der gewaltigen sowjetischen Uebermacht gelang, die dünne Kette zu durchbrechen.

In Schnee und Eis erstarrt liegt die Front, als schöpfe sie Atem zu neuen Schlägen. Im gelblichroten Mondlicht liegen verkrampfte braune Gestalten auf dem Schlachtfeld.

Es ist spät am Abend, als von hinten ein Melder herankriecht, um den Unteroffizier und seine drei Männer über die augenblickliche Kampflage zu unterrichten.

Der Kampfraum ist umzingelt, eingekreist von Jordan sowjetischer Infanterie. Dem eigenen Gros aber ist es gelungen, sich ohne Verluste vom Gegner abzulösen und räumliche Verteidigungslinien zu beziehen. Der Befehl an die zur Sicherung der eigenen Kompanie eingesetzte Infanteriegruppe lautet: „Ab zwei Uhr nachts kämpfend durchschlagen zum Blauquadrat I.“

Der Unteroffizier mustert seine Gruppe, die aus ihm, dem Melder und drei Grenadieren besteht. An Waffen sind noch vorhanden: ein leichtes Maschinengewehr, eine Maschinengewehr, zwei Handgewehre und zwei Armeepistolen. Die Munition ist in den letzten Wochen knapp geworden. Die Uniformen sind bedeckt und zerrissen, aber die bärtigen, übermüdeten Gesichter sind zu allem entschlossen.

Das leichte Maschinengewehr ist zum Dauerfeuer geladen. Fünf Augenpaare beobachten das Gelände. Sie spähen nach vorn und hinten, nach links und rechts. Und plötzlich hat die

Stube ein Ende. Stimmen, belannt und verflucht seit dem schmerzhaften 22. Juni 1941, werden laut: „Urräh!“

Von rechts kommend, geistert ein Zug sowjetischer Soldaten über das von Granaten aller Kaliber zerfällte Gelände und gewinnt langsam an Boden.

Ein gut getarnter Bedienungsmann der Unteroffizier neben seinen Männern am leichten MG. Welle, aber bestimmt ist sein Kommando: „Bis auf zehn Meter herankommen lassen!“

Er wirft einen raschen Blick auf die Armbanduhr. Ein Uhr dreißig. In einer halben Stunde wird er den Stützpunkt verlassen, so wie es befohlen ist. Was aber wird aus dem schwerverwundeten Kameraden von den Pionieren, der seit Tagen im Keller des zerstörten Hauses hiebert? denkt der junge Unteroffizier. Plötzlich reißt ihn der ungeduldige Feuerschlag des Maschinengewehrs aus seinen Gedanken.

Die Geschützposten liegen genau und freffen sich in den Knäuel lehmalber Gestalten. Wie reißes Korn vor der Sense brechen die Angreifer zusammen und bleiben im Schnee liegen immer noch die Gewehre in den verkrampften Händen.

„Auch die stehen nicht wieder auf“, sagt der Richtschütze leise und wechselt den Patronengurt.

Schleppend kriecht der Uhrzeiger dahin. Schon brandet die zweite, die dritte Welle von rechts und links heran. In diesen Augenblicken äußerster Nervenanstrengung wird über das Schicksal des verwundeten Pioniers entschieden. „Neh hole den Schlitzen“, flüstert der Unteroffizier und ist auch schon nach wenigen Sprüngen bei den niedergelassenen Sowjets, während der Richtschütze den Feuerschutz übernimmt. Einen Curt jagt er nach rechts, den zweiten nach links in die Masse der heranstürmenden Feinde.

Aber immer enger zieht sich der Ring zusammen. Wie

Wie die USA schon seit Jahren begehrlische Blicke nach dem französischen Besitz in West- und Nordafrika geworfen hatten, dessen Inbesitznahme inzwischen zu einem wesentlichen Teile schon erfolgt ist, so erheben sie in der Maßlosigkeit ihres Weltimperialismus Anspruch auf den englischen Besitz in der ganzen Welt. Tatsächlich ist es ihnen auch bereits gelungen, einen Teil dieses Planes zu verwirklichen. Der Ausverkauf begann mit der Capachung der englischen Stützpunkte im Karibischen Meer gegen Lieferung von 50 veralteten Zerstörern. Natürlich denken die USA nicht daran, jemals von dieser Pacht wieder zurückzutreten. Inzwischen haben sie aber auch auf weiteren Besitz Englands, teils offen, teils unter irgend einem Deckmantel die Hand gelegt. Die vielseitigen Vereinbarungen mit Kanada, die Anlehnung Australiens an die USA, die Besetzung der Bahrein-Inseln, die Untriede in Iran, Indien und Tschungking-China, ihr Aufstreben in Ägypten und Syrien, um nur einige Beispiele anzuführen, lassen deutlich erkennen, was die USA und ihr Präsident gegenüber England — aber auch gegenüber der übrigen Welt — planen. Aus solchen Gründen heraus hat Roosevelt, wie gesagt, die Engländer in einen zermürbenden Krieg hineingetrieben und sie zur Fortsetzung dieses Krieges durch Drohungen gezwungen, als sie geneigt schienen, ihn zu beendigen. Aus den gleichen Erwägungen heraus dürften die USA auch den Bündnisabluß Englands mit der Sowjetunion begrüßt haben, der an sich bei der völligen Heterogenität der beiden Partner unverständlich erscheinen muß und nur dadurch erklärt werden kann, daß England nach dem Versagen der anderen für seine eigenen Interessen in den Krieg gehten

Völker trampfhaft nach einem Festlandsdegen suchte, der aus seinen Krieg führen konnte. Immerhin ist dieses Bündnis ein gewagtes Stück. Daß aus ihm für England bei dem Notstand seiner ärmeren Bevölkerung — aber auch für die USA in Anbetracht ihrer zahlreichen Arbeitslosen und der starken für den Kommunismus sehr zugänglichen Regerbevölkerung — unter Umständen eine sehr ernste Gefahr erwachsen kann, will man entweder nicht wahrhaben, oder man unterschätzt es geflissentlich. Allerdings werden weder in den USA, der von den Wallstreetjuden beeinflusste Roosevelt, noch in England der Palästinenser Churchill und die Salondolchschweiften Hitler und Crips oder Eden sich darüber irgendwelche Gedanken machen.

Daß man aber im englischen Volke nicht erkannt hat oder es nicht erkennen will, wofin der durch die Bindung an die USA und das Bündnis mit der Sowjetunion eingeschlagene Weg zwangsläufig führen muß, ist schwer zu begreifen. Es endigt in der Errichtung eines USA-Weltreiches, die England nicht mehr verhindern kann, außerdem aber auch in der Auslieferung an den Bolschewismus. Das bedeutet die Vernichtung des englischen Empires und seines Reichtums und die völlige Verelendung des englischen Mittel- und Arbeiterstandes. Das Begehrte wäre gewesen, wenn England sich auf seine Zugehörigkeit zu Europa besonnen hätte und im Verein mit den übrigen europäischen Völkern den Machtgelüsten der USA auf der einen Seite und der Gefahr des Bolschewismus auf der anderen entgegengetreten wäre. Die Gelegenheit, dies zu tun, ist ihm mehrfach geboten worden, ohne daß es sich entschlossen hätte, sie zu ergreifen.

lange noch vermag das kleine Häuflein Feldgrauer dem Aufruch solcher Feindmassen standhalten?

Als der Unteroffizier mit einem auf dem Schlitten liegenden feindlichen MG. zurück ist, wird es mit einemmal still. Das MG. Feuer der Sowjets schweigt. Aber plötzlich heulen Granaten heran und besetzen im Borsfeld des Stützpunktes. Fünf Wagen nacheinander schmeißt der Feind aufs freie Feld. Dann reißt der Beschuß wie auf Kommando ab, und wieder wird die Luft erfüllt vom Urdärrgeräusch der anspringenden Waffen.

„Nahig bis auf dreißig Meter herankommen lassen“, sagt der Unteroffizier kalt und steckt ein neues Magazin in seine Maschinenpistole. Dann besichtigt er: „Los, zwei Mann den Verwundeten holen!“

In Meterhöhe peitschen die Geschossharben des deutschen Maschinengewehrs übers freie Feld und friden Leben und vernichten Verteidigungsmittel des Gegners. Und als der letzte Kart verjagt ist, gibt der Gruppenführer das Zeichen zum Aufbruch. Da steht die Uhr auf zwei am Morgen...

Unbemert vom Gegner verläßt die Gruppe den Stützpunkt. Durch knirschende Schnee leuchten fünf Kameraden. Die Krufen des Schlittens klirren, auf dem — in Wollededen eingepackt — der verwundete Wionier neben den Maschinen-

gewehren liegt. Sein Verband ist durchblutet. Der Unteroffizier hat ihm seinen letzten, immer wieder aufgesparten Rest Rum aus der Feldflasche zum Trinken gegeben.

Der Weider, der den Weg kennt, führt. Der Durchbruch durch die letzte feindliche Linie steht ihnen noch bevor. Er muß gelingen. Die Kameraden sind Jahre schon zusammen durch Rot, Grauen und Tod geschritten. Und diese Jahre hat sie gelehrt: Kameradschaft und Brüderlichkeit bis zum letzten Atemzug in den ewig gleichen und wechsellosen Kämpfen um Städte, Dörfer und Stützpunkte...

Nach dämmert schon im Osten der Morgen, als ein sowjetischer Spähtrupp in Stärke von vier Mann wie aus der Erde erwachsen, vor ihnen aufsteht. Da bellt jäh in rascher Aufeinanderfolge die Maschinenpistole des Unteroffiziers, und alle vier Gegner müssen zu Boden.

Nach unendlicher Mühe überschreiten sie einen Bahndamm und wollen gerade in einen Hohlweg einbiegen, als sie in deutscher Sprache angesprochen werden...

In einem gebeizten Unterstand der neuen deutschen Verteidigungslinie steht der Unteroffizier mit seinen Männern in gerader Haltung vor dem Kommandeur eines Bataillons und meldet: „Ein Unteroffizier, vier Mann“ und ein Verwundeter haben den Stützpunkt im Planquadrat A. beschloßgemäß um zwei Uhr früh verlassen!“

Deutsche Festungen auf britischem Boden

Die Kanalinseln nachdreieinhalb Jahren Ausban

St. Guernsey. Ein Kagenstrang, denken die nach hier verlegten Landwirte, die die Entfernung zwischen dem Festland und den britischen Kanalinseln auf der Karte gemessen haben. In der Nacht beginnt die Arbeit. Im Mondlicht liegt der Zauber der See glühend und verlockend über dem dreieckigen Insel. Die Feldgrauen befeigen — den Marschfeldern nach Guernsey in der Tasche — mit ihren Gewehren, Tornistern und ein paar Wägen, über die Schallend gelacht wird, das Schiff. Dann heult die Sirene, und die Blauläden machen die Haltepause los. Nach 15 Minuten fahrt der „Kagenstrang“ seine Tüden zu bekommen. Der Atlantikwind jagt einen grauen Nebel tiefhängender Wollen über den Kanal und die Umrisse von Felsenbänken, Schiffen, Leuchtturm und Docks verschwimmen weit hinten im Ungewissen. Das Wasser spricht bis zu den Ballungen am Borsteil, und der ganze Kanal fängt langsam zu frampfen und zu schlingern an.

Noch weiteren zehn Minuten brechen Gesang und Wihe ab. Die Geschütze bekommen im schwanfenden Licht der Käfte eine feble Farbe und zwischen den Landwirten und den Rattosen erkennt sich die folgende kurze, aber vielstimmige Unterhaltung: „Wie lange brauchen wir bis Guernsey, Kameraden?“ „Fünf Stunden, wenns glatt geht, Junge!“ „In mei, des überleb i nimmer!“

Aus dem Kagenstrang wird ein Kagenjammer einer wachrichten Seefahrer. Der herbläuliche Atlantik führt ein strenges Regiment in dieser Ecke und fordert unerbittlich seine Opfer. Tauschen dann aber im ersten Tageslicht die Konturen der Insel auf, und kommen die Silhouetten des Inselstädtchens St. Peter Port in Sicht, dann sind die Unbilden der Schiffsteile vergessen. Seit deutsche Soldaten hier im Sommer 1940 im Handreich engstlichen Boden in Besitz nahmen, wech die Lage und Einemart der Insel in jedem Renaümmelung einen Schuh Entbederheit, denn hinter dem Gürtel unserer Kampfhände und Geschützstellungen tut sich noch ein Stück Britannien auf mit den typischen äußeren Bildern von plioatrischem Wohlleben und Ueberfluh. Die deutschen Kompanien marschieren durch Dorfstraßen mit komfortablen Hotels, mit Wägen und Tegniss-

plügen. Sie marschieren unter Palmen und durch südländische Vegetation. Die Insel steht unter der milden Obhut der Ausläufer des Golfstroms und kennt, auch bei grimmigen Festlandswinter, kaum je Temperaturen unter Null. Dieses Klima bildet den Hauptreiz für die begüterten Briten und Juden, die vor dem Krieg in Massen von England herüberkamen. Wenn Lord Hintonson und Lady Longface den Londoner Nebel einmaß wieder satt hatten, wurde hier auf der „Westendinsel“ angerufen. John mußte die Koffer packen, und wenige Stunden später fahen die Pordschiffen im Guernseyhotel beim Fünfstersee. Für besonders Eilige bestand eine besondere „Arline“, die die Flugstrecke zwischen London und Guernsey in einer knappen Flugstunde bewältigte.

Viele Besucher schlossen die Insel so in ihr Herz, daß sie sich nicht mehr von ihr trennen konnten und sich hier niederließen. So schloffen rund um St. Peter Port die Landhäuser mit den breiten Kaminen wie Wäse aus der Erde. Die Pfundmilliönäre bauten sich ihre Bungalows, reiche Rentiers und ausgediente Kapitäne kamen vom Mutterland und aus den Kolonien und gedachten, hier ihren Lebensabend zu verbringen.

Heute, nach dreieinhalb Jahren deutscher Besetzung, leben von den rund 100 000 Einwohnern noch etwa die Hälfte auf den Kanalinseln, davon 20 000 auf Guernsey. Tausende der begüterten Konsidants verließen in den Tagen von Dünkirchen in überflüssiger Hast die Inseln, ein anderer Teil der nicht auf den Inseln gebürtigen Bewohner wurde in der Folgezeit in Deutschland interniert.

Firmenschilder der Londoner Bankfilialen und eleganter M. degeschäfte lüden noch heute in den Straßen von St. Peter Port von den Tagen des vergangenen Glanzes. Das Innere der Wäden aber ist leer geworden. Gefüllt sind nur noch die Gemüsegeschäfte mit Kartoffeln und Blumenkohl, denn Guernsey mit seinen 8000 glasebedeckten Gewächshäusern hat einen Ueberfluh an Gemüse zu verzeichnen, den es an das Festland abgibt. Vor dem Krieg, als es noch genügend Kohle gab, die Gewächshäuser zu heizen, brachte Guernsey nicht weniger als dreimal im Jahr Ernten ein. Der Gemüß-, Tomaten- und Kartoffellegen war eine wahre Goldgrube, und auf den Londoner Märkten schafften die Inselaner das Geld. Aber auch heute haben die Guernsey-Gärtner noch alle Hände voll zu tun. Ein deutscher Fachmann hat nach genauem Bebauungsplan die Gefamilienung der Glashausbewirtschaftung übernommen, um die Versorgung von Besatzungstruppe und Zivilbevölkerung sicherzustellen und Gemüse für den Export nach Deutschland freizumachen.

Zwischen deutscher Besatzungstruppe und englischer Bevölkerung ist das Verhältnis korrekt. Die Engländer haben ihre eigene Verwaltung, in den Straßen versehen englische Schulreute ihren Dienst.

Berchert wird das Straßenbild indes von der feldgrauen, marneblauen und erdbraunen Farbe. Ein Heer von TD-Beitern aus allen Ländern Europas schafft neben den deutschen Soldaten am Ball rund um die 14 Kilometer lange und 8 Kilometer breite Insel. Er besteht aus den hügelstimmig gestoffelten Kundumsfestungen der Infanterie und der Flak und ist gestipelt mit allen Kalibern der modernen Küstenverteidigung. Wenn die schwere Marineartillerie schießt, älttern auf ganz Guernsey die Gebäude.

Seit im vergangenen Sommer einem britischen Zerstörer-

verband die Broden um die Ohren flogen, halten sich die feindlichen Schiffselheiten wieder in respektabler Entfernung.

Im Inselzentrum liegen motorisierte Einheiten nach jeden Richtung hin eingreifbereit.

So ist zur richtigen Zeit aus Guernsey, wie auf den benachbarten Inseln Jersey, Alderney und Sark, ein schwerbesetztes Borsposten des Atlantikwalls geworden. Wenn der Feind einen Angriff auf die Küstenbedeckung unserer kämpfenden Fronten unternimmt, wird ihm schon hier, dicht vor der eigenen Haustür, Feuer und Eisen entgegengepröhen.

Kriegsberichterstatter Rolf Steinbrunn.

Der Arbeitseinsatz-Ingénieur

Um den Höchsteinsatz der Arbeitskraft in der Rüstungsindustrie sicherzustellen, wurden vom Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion in den Betrieben wie in allen Betrieben der Rüstungsindustrie mit mehr als 300 Geselgchaftsmitgliedern Arbeitseinsatz-Ingénieure eingesetzt, die, gestützt auf das Vertrauen des Betriebsführers, nicht nur diesem, sondern auch dem Vorsteher der Rüstungskommission verantwortlich sind. Zum Reichs-Arbeitseinsatz-Ingénieur (RAI) beim Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion wurde Ingenieur Gotthard Friedrich ernannt.

Vierjahresplan und Kriegsfertigung haben eine vollkommene Revolutionierung im Werkstoff-Deuten unserer Ingenieure und Konstrukteure zur Folge gehabt; jede einzelne Entscheidung in der Werkstoffwahl wird nicht nur von rein technischen, sondern genau so von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus gefällt, und für jedes Teil wird derjenige Werkstoff angewandt, der sich dafür in Betracht des zu erreichenden Zwecks und der Versorgungslage am besten eignet. Ein gleich konsequentes Handeln ist auch für den Arbeitseinsatz im Betrieb erforderlich. In den Betrieben ruhen noch sehr große Reserven an Arbeitskräften, deren restlose Erfassung jetzt vordringlich wichtig geworden ist. Der Arbeitseinsatz-Ingénieur wird damit neben dem Energie-Ingénieur und dem Sparkstoff-Ingénieur zum wichtigsten Mann eines jeden Betriebes; seine Aufgabe ist es, dafür zu sorgen, daß jeder Facharbeiter und jeder angeleitete Arbeiter am richtigen Platz steht, an dem er das Höchste leisten kann, und daß jede Arbeitskraft bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit ausgenutzt wird. Dies letzte ist keineswegs eine Frage der Arbeitszeit, sondern in erster Linie eine solche der richtigen Betriebsorganisation und der zweckmäßigsten Hilfseinrichtungen, die unproduktive Zeiten ausschalten; vor allem aber ist es eine Frage des richtigen Einsatzes. Bei Betriebsbesuchen kann man es immer wieder beobachten, daß hochwertige Fachkräfte für Arbeiten eingesetzt sind, die eine angeleitete Hilfskraft ohne weiteres ausführen kann; derartige Fehlbesetzungen werden zumteil von Vorgesetzten nicht eher bemerkt, als von den Angehörigen des Betriebes, da diese durch die tägliche Beschäftigung mit der gleichen Sache nicht selten „betriebsblind“ geworden sind. Durch zweckmäßige Umstellungen, also dadurch, daß die dem Einzelnen — Facharbeiter wie Hilfsarbeiter — zugeteilte Arbeit sich nach höherem Rang hin verschiebt, können nicht nur große Reserven mobilisiert werden, sondern dem einzelnen Arbeiter werden auch wichtigere und interessantere Arbeiten zugeführt, die ihn in viel höherem Maße befriedigen.

Reichs-Arbeitseinsatz-Ingénieur Friedrich machte kürzlich auf einer Pressebesprechung mit den Hauptproblemen des richtigen Arbeitseinsatzes in der Rüstungsindustrie bekannt. An erster Stelle steht hier das Problem des deutschen Hilfsarbeiters, das noch längst nicht zur Zufriedenheit gelöst ist. Ziel ist es, jeden deutschen Arbeiter mit einer höherwertigen Arbeit zu beschäftigen, ihn zur Fachkraft auszubilden, an verantwortlicher Stelle einzusetzen, die reinen Hilfsarbeiterstellen aber mit ausländischen Arbeitskräften zu besetzen. In jedem einzelnen Betrieb soll deshalb die Frage, wieweil deutsche Hilfsarbeiter in gehobene Stellungen überführt werden können, sorgfältig geprüft und von Zeit zu Zeit immer wieder durchgearbeitet werden. Ein weiteres wichtiges Problem ist der Ingenieur-Einsatz innerhalb der Betriebe. Die Mobilisierung der freien Ingenieurkräfte ist schon vor etwa einem Jahr erfolgt; jetzt kommt es darauf an, jeden einzelnen in einem Betrieb tätigen Ingenieur an einen Aufgabekreis heranzubringen, der seinen Fähigkeiten voll entspricht. Leider ist gerade auf diesem Gebiet noch viel Arbeit zu verantworten. Die Fehleinsetzungen, sei es, daß Ingenieure mit rein statischen Arbeiten beschäftigt werden, sei es, daß Ingenieure auch heute noch mit landwirtschaftlichen, Verwaltung- und Aquisitionsaufgaben betraut sind, die entweder ganz unwichtig geworden sind, oder doch auf keinen Fall einen Ingenieur erfordern, der zu ganz anderen Leistungen befähigt ist.

Der Reichs-Arbeitseinsatz-Ingénieur hat den Willen, mit Unbestimmtheit und Frische an diese wichtigen Aufgaben heranzutreten, und er hat unmittelbar vom Reichsminister Speer die Feingnisse erhalten, alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen. So sind jetzt in den Betrieben etwa 5000 Arbeitseinsatz-Ingénieure ernannt worden, die zum Erfahrungsaustausch bezirksweise zusammengezogen werden; sie unterziehen den Bezirks-Arbeitseinsatz-Ingénieuren, deren Etkleidung an die Bezirksstelle angepaßt ist.

Churchill einft und heute

Der Mann, der das englische Weltreich in den zweiten Weltkrieg hineingetrieben und einer der Hauptkriegsverbrecher dieser Tage ist, Winston Churchill, war jahrzehntelang ein erbitterter Kämpfer gegen den Bolschewismus. Im April 1919 bereits hat dieser Churchill in einem vornehmen Londoner Klub folgendes erklärt:

„Die bolschewistischen Armeen marschieren um Mähren und Kauk und auf ihrem Wege stehen nur kleine schwache Staaten und Nationen, die durch den Krieg erschöpft und erschüttert sind. Wenn Deutschland dieser bolschewistischen Pest entgegenwärt wegen der internationalen Schwäche oder infolge einer wirklichen Invasion unterliegt, wird es in Stücke zerissen werden.“

Im Juli 1919 war es wiederum Churchill, der im britischen Reichsländklub folgendes ausführte:

„Es gibt Leute in diesem Lande, die sich beellen würden, sich als erste zu führen dieser neuen Tyrannen zu werfen und das als einen Schritt zur Erlösung und Freiheit der Welt bezeichnen, was der furchterliche Rückfall in Barbarei und Verräterei ist, den es jemals gab.“

Noch am 20. Januar 1940 erklärte wiederum der gleiche Churchill in London:

„Von allen Tyrannen der Geschichte ist die bolschewistische die schlimmste, die verderblichste und die am meisten degradierende. Die Sklaverei des Bolschewismus ist schlimmer als der Tob.“

Am Abend des 22. Juli 1941, als der Führer den Kampf gegen die bolschewistische Drohung aus der Steppe bewannen

hatte, gab Churchill folgende Erklärung ab: „Niemand hat in den letzten fünfundsiebzig Jahren erbitterter gegen den Bolschewismus gekämpft als ich, und ich denke nicht daran, auch nur ein einziges Wort von all dem zurückzunehmen, was ich jemals festgesetzt habe.“

Und Churchill hat nicht nur nicht ein einziges, sondern alle seine Worte zurückgenommen, die er einst gegen den Bolschewismus gepredigt hat! Derselbe Mann, der eine regelrechte Kreuzzugstimmung gegen die Diktatoren im Kreaml zu erzeugen suchte, ist heute der größte Bewunderer Stalins.

Für die britische Politik galt im Jahre 1918 gegenüber Moskau eine Haltung, wie sie der ehemalige feindliche Bolschewiker in Petersburg, Buhanan, wie folgt dargelegt hat:

„Die ganze Sowjetregierung ist auf das Niveau einer Verbrechertorganisation herabgesunken. Bolschewiken haben eine Karriere verbrecherischen Wahnsinns begonnen. Wenn nicht unzerzählich dem Bolschewismus in Russland ein Ende bereitet wird, ist die Zivilisation der ganzen Welt bedroht. Wenn der Bolschewismus nicht ausgelöscht wird, wird er sich in der einen oder anderen Form über Europa verbreiten, da er von Juden organisiert und geleitet wird, die an keine Nation gebunden sind.“

Heute hat sich Großbritannien und mit ihm die USA, auf das gleiche Niveau gestellt wie die Sowjetregierung, sie haben Europa dem Bolschewismus preisgegeben. Europa aber ist nicht seiner Lage bewußt und führt aus eigener Kraft den Kampf gegen die Diktatur aus dem Kreaml und gegen die die Plutokraten in London und Washington.

Entfernungen im Pazifik

Die letzten Meldungen von den japanischen Kämpfen aus Ozeanien und dem Pazifik lassen immer wieder die Weiträumigkeit der Kriegsschauplätze der uns verbündeten Japaner erkennen. In Mittelchina, in Burma, auf den Inseln des Bismarck-Archipels, auf Neu-Guinea und den Salomonen haben die japanischen Soldaten in harten Kämpfen, Ueber Tausende von Kilometer müssen Waffen und Munition, Verpflegung und Reservisten zu den kämpfenden Truppen herangeführt werden. Die riesige Ausdehnung des japanischen Operationsgebietes wird uns klarer, wenn wir die Ausmaße der europäischen Verhältnisse übertragen. Von Tokio bis zur chinesischen Küste bei Schanghai müssen die japanischen Truppen eine Strecke von 1750 Kilometer zurücklegen. Unsere Soldaten sind bei der gleichen Marschleistung in der griechischen Hauptstadt Athen angelangt, wenn ihr Ausgangsort Berlin ist. Das japanische Kampfgebiet liegt aber weit landeinwärts. Das bedeutet für die japanischen Soldaten, daß sie, wenn sie beispielsweise in der Provinz Hubei eingesetzt werden sollen, noch weitere 700 Kilometer befördern werden müssen. Verbände, die weiter nördlich in China eingesetzt werden, haben ebenfalls einen Anmarschweg von Tokio aus über fast 3000 Kilometer. Ein Weg quer durch Deutschland und Frankreich, von Kempten bis nach Bordeaux, läme dieser Entfernung gleich.

Ueber noch weit größere Strecken fahren die Soldaten vom japanischen Mutterland, die zu den verschiedenen Inselgruppen im Pazifik gebracht werden müssen. Von Tokio bis zur Gazellen-Halbinsel Neupommerns ist die Route fast 4000 Kilometer lang. Das ist eine Kilometerzahl, die ausreicht, um quer durch Europa, vom Norden nach Süden, also vom Nordkap nach Tanger, zu reisen, oder aber vom Westen nach Osten, von West nach der französischen Atlantikküste bis nach Bagdad und Tigris. Die japanischen Truppen, die bei Singapur an der südlichsten Spitze der Malaka-Halbinsel stehen, befinden sich nicht weniger als 6700 Kilometer von Tokio entfernt. Vergleicht man den Nachschubweg der Japaner dorthin mit dem Transport deutscher Truppen aus der Mitte des Reiches an die italienische Front, so hätten unsere Soldaten rund sechsmal den Weg zu überwinden.

Wie ungeheuer weit auch die Querverbindungen des gesamten Kriegesraumes der Japaner, also die Entfernung zwischen den einzelnen japanischen Stützpunkten sind, erkennen wir, wenn wir bedenken, daß die Strecke von der burmesischen Hauptstadt Mandalay bis zu der zerklüfteten Celebes-Insel nach Kenabes 3800 Kilometer beträgt. Das ist etwas mehr als die doppelte Länge unserer jetzigen Ostfront, von Leningrad bis zur Krim. 4400 Kilometer nicht die Entfernung von dem heutigen Schuman über Celebes bis zu der südlichsten Insel der Salomonen-Gruppe. Das ist innerhalb Deutschland ein Reiseweg von Hamburg nach Wien, und zwar sechsmal gerechnet.

Schon diese wenigen Vergleiche geben bereits ein Bild von dem zu meistenden pazifischen Nachschubkrieg, von dem kürzlich der japanische Ministerpräsident Tojo sprach. Nur durch die Anspannung aller Transporteinrichtungen werden die Japaner ihn bewältigen können. Daß sie es jedoch schaffen werden, davon sind sie wie auch wir festentsetzt überzeugt.



Aus Stadt und Land

Montag, den 6. Januar 1944

Kalte Hände und Füße?

Daß man im Winter des öfteren kalte Hände und Füße hat, ist ganz selbstverständlich. Beim normalen Menschen aber erwärmen sie sich rasch wieder, sobald er in geeignete Räume kommt. Es gibt aber auch Menschen, die fast ständig an kalten Händen und Füßen leiden. Das kann eine Folge von Blutarbeit sein, dann ist der Arzt für die Behandlung zuständig. Sehr häufig aber ist die Erkrankung auch auf mangelnde Blutzirkulation zurückzuführen. Man findet das besonders oft bei geistig schaffenden Menschen, die, besonders im Winter, zu wenig körperliche Bewegung haben. Eines der wirksamsten Gegenmittel sind in diesem Falle Wärmehüllen. Man nimmt zwei Schichten, von denen die eine mit Wolle, die andere mit gut warmem Wasser gefüllt ist. Hände und Unterarme werden nun zuerst fünf Minuten lang in das warme Wasser gehalten, das so warm sein soll, wie man es eben aushalten kann. Danach taucht man Arme und Hände genau eine halbe Minute lang in das kalte Wasser. Dieser Wechsel wird dreimal wiederholt. Kühlt sich das warme Wasser ab, so muß heißes nachgegossen werden. Nach dem letzten kalten Kaltbad werden Arme und Hände mit einem reinen Handtuch gut getrocknet. Bei kalten Füßen sind die gleichen Wärmehüllen anzuraten. Hier muß noch ergänzend darauf geachtet werden, daß die Blutzirkulation im Bein nicht durch beengende Strumpfbänder beeinträchtigt wird. Wer an kalten Händen und Füßen leidet, sollte auch, sofern er am Tage wenig Gelegenheit zu körperlicher Bewegung hat, unbedingt täglich etwa zehn Minuten lang gymnastische Übungen machen, die den rascheren Blutlauf im Körper fördern. Auch das Barfußgehen und die Jochgymnastik darf dabei nicht vergessen werden.

Vom Standesamt Altensteil. Dz. 1943. Geburten: Karl Kalmbach, Hilfsarbeiter, 1 Sohn; Alfred Feiginger, 1 Sohn; Adolf Blum, hfm. Angestellter, 1 Sohn; Albert Henkler, Hilfsarbeiter, 3 J. Dierger, 1 Tochter; Adam Schneid, Schleifmeister, 1 Sohn. Cheschtungen: Friedrich Schelle, Landwirt, 3. St. Ost. vom Stadteil Altensteil-Dorf mit Grete Lehmann, Haushaltsgehilfin von Ebershard. Sterbefälle: Dieter Sailer, Sohn des Wilhelm Sailer, Schneidemeister, 3. St. Dierger, 4 Monate alt, vom Stadteil Altensteil-Dorf; Margarete Schmid, geb. Wurster von Unterjettingen, 35 Jahre alt; Friedrich Freg, Landwirt, 70 Jahre alt, vom Stadteil Altensteil-Dorf.

Feuer. (Altersjubiläum) Am heutigen Donnerstag kann Christian Schleich, früherer Farnenwärter und Gemeinderat, seinen 80. Geburtstag feiern. Er erfreut sich noch guter Gesundheit. Wir gratulieren!

Agold. (Kleintierschau) Die vom Kleintierzüchterverein Agold in der Turnhalle veranstaltete Kleintierschau erfreute sich eines außerordentlich starken Besuches aus allen Kreisen der näheren und weiteren Umgebung. Ausgestellt waren 105 Nummern Gelfägel, besonders zahlreich Italiener (goldfarbig, reibhaarig, weiß und schwarz), Mitleiter, schwarze Rheinländer, Lotleger, Suller und mecklenbische Peltagener. Von Preisrichter Kessel aus Plochingen konnten 4 Ehrenpreise, 61 mal die Note sehr gut und 36 mal die Note gut vergeben werden. In der Abteilung Kaninchen waren 115 Nummern (6 weiblich) Agora, helle Großfüßer, Groß-Chinchilla, Klein-Chinchilla, Weiße Wiener, Blaue Wiener, Weiße Riesen, Gelbfüßer und Schwarzwälder) ausgestellt. Vom Preisrichter Hirsch aus Karlsruhe wurden 28 Ehrenpreise, 27. 1. Preise, 26. 2. Preise und 34. 3. Preise vergeben.

Wohnungsverhältnisse. (Künftige Vorläufe) Zu Beginn des neuen Jahres gedenken wir mit den besten Wünschen auch unserer Vorläufer, Frau Marie Brämsle, Witwe des verstorbenen Schmiedemeisters Christian Brämsle, der weit und breit bekannt und geschätzt war. Unsere Älteste Wälderin hat das 86. Lebensjahr überschritten und erfreut sich noch einer guten Gesundheit und erhebenwert geistiger Frische. Wenn sie in ihrer humorvollen Art von alten Zeiten erzählt, von den früheren Spinnstuben in ihrem Hause usw., so könnte man stundenlang lauschen. Mit Leib und Seele gehört sie ihrer schönen Schwarzwaldheimat; und es gibt wohl kaum ein Pflüchlein im Walde, das ihr nicht vertraut ist. Sie weiß genau, wo es die meisten Beeren und Pilze gibt, wo das schönste Moos zu finden ist und wieviel Arten es bei uns gibt. Wäge es dem alten Mütterlein, das mit Stolz das Mütterkreuz in Gold trägt, an ihrem Lebensabend noch vergnügt sein, die Friedensglocken läuten zu hören.

Calw. (25-jähriges Dienstjubiläum von Bürgermeister Söhner) Die Stadt Calw beging am 31. Dezember das 25-jährige Dienstjubiläum ihres Bürgermeisters Otto Söhner in einer ebenso würdigen wie herzlichen Weise. In dem Jubilar ist wohlverdienter Weise eine reiche Erfahrung bekundet nicht allein die hohe Weisheit und Anerkennung der dankbaren Bürgerchaft für ihren Bürgermeister, sondern erhaben den denkwürdigen Tag zu einem Ehrentag der Stadt selbst. Der festliche Tag begann mit einer Ehrung des Stadtvorstandes in dessen geschmücktem Amtsausschuss durch die Gesandtschaft der Stadtverwaltung. Mittags fand zu Ehren von Bürgermeister Söhner eine Festigung der Kreisherren im würdig ausgeschmückten großen Saal des Rathauses statt. Landrat Dr. Horgele überbrachte die Glückwünsche des Kreisverbandes und dankte dem Jubilar auf das herzlichste für alles, was er in seiner Eigenschaft als Mitglied des Kreises und Kreisrat, sowie des Verwaltungsrates der Kreisgruppe in 25 Jahren für den Kreis geleistet hat. Als Beauftragter der NSDAP. beklammerte der Kreisleiter, Oberbereichsleiter Söhner, den Stadtvorstand nach dem Ende der Veranstaltung. Im Namen der Landesdienststelle Württemberg des Deutschen Gemeindetages und ihres Vorsitzenden, D.M. Strölin, Stuttgart, überbrachte Direktor D.M. Hartmann Gruß und Glückwünsche. Die Glückwünsche der Ortsgruppe Calw der NSDAP. u. d. der Oberschule übermittelte Obergemeinschaftsleiter und Oberstudienrat Nitz, die Wünsche der Gewerkschaft und der Deutschen Volkshochschule deren Leiter Gewerkschaftsdirektor W. Schröder und Konrektor H. Sch. Den Glückwünschen und dem Dank der Bürgermeister und Gemeinden des Kreises Calw, sowie des gesamten Schwarzwaldkreises, deren Belange Söhner als Obmann stets mühsig vertritt, verlieh Sgm. Maier, Nagels, bereiten Ausdruck. Bürgermeister Söhner dankte zum Schluß allen Gratulanten für ihre wohlwollenden und so erkennenden Worten und Gaben. Am Sonntag hatte die Einwohnerchaft der Stadt zu einem Bürgerabend zahlreich Folge geleistet.

Tübingen. (Vom Zug überfahren) Auf dem Tübingen Hauptbahnhof wurde am Neujahrstag ein bei der Reichsbahn beschäftigter Mann beim Uebersteigen der Bahnanlage von einem Personenzug tödlich überfahren. Der Verunglückte war verheiratet und in Innsbruck wohnhaft.

Aus dem Gfah. (Mit dem Holzschuh totgeworfen) Ein seit Jahren zwischen den Familien Thalman und Halter aus Schirzheim bei Hagenua bestehender Streit nahm nunmehr einen schlimmen Ausgang. Bei erneuten Auseinandersetzungen ergriß die 30 Jahre alte Frau Johanna Thalman einen Holzschuh und schlug damit ihrem Nachbarn, dem 69 Jahre alten K. Halter, über den Kopf. Halter brach tot zusammen.

Schwarzwaldherstellung wird eingestellt

Damals, als wir von guten Bier Abschied nehmen mußten und man uns ankündigte, daß es in Zukunft nur noch ein einfaches „Schantbier“ geben würde, ja, damals haben sich die Männer der Begründung nicht verschließen können: die Brauwerke werden in Kriegszeiten nötiger für die Schweinemast gebraucht. Und die Wahl zwischen Bier und Schweinefleisch konnte nicht schwer fallen. Heute nun sollen sich die Frauen zu einem gleichen Verständnis bekennen, schreibt die „WZ“. Die Herstellung von Südwaten wird mit Beginn des neuen Jahres eingestellt. Die Zusammenhänge zwischen Wadons und Schweinefleisch sind zwar auf den ersten Anblick nicht ersichtlich. Sie bestehen aber doch, und zwar auf dem Umweg über die vielseitige Zuckerrübe. Sie liefert ja nicht nur den Zucker für die menschliche Ernährung, sondern in den Zuckerrüben auch ein begünstigtes Futter für die Schweinemast. Die Zuckerrübe wiederum ist in diesem Winter besonders stark umworden, weil die andere wichtige Futterfrucht, die Kartoffel, aus ertragsmäßig hier und dort im Still gelassen hat. Da wir aus der kleineren Ernte zu allererst den Bedarf an Speisekartoffeln sicherstellen müssen, bleibt entsprechend weniger für den Futterertrag. Diese Rübe wiederum muß die Zuckerrübe schließen, die auch in der Spritzfabrikation einspringen wird. Ergo ist der Rübenanteil für die Zuckergewinnung entsprechend geringer. Das will nun keineswegs sagen, daß wir nicht mehr genug Zucker herstellen könnten. Reineswegs. Die laufende Zuteilung an Zucker erhöht kein Schwälerei. Aber die „Extras“, also die Wadons und die sonstigen Zuckerwaren, die müssen nun eine Weile wegfallen. In Weihnachtszeiten werden sie noch einmal als Soperation überdacht auf den Feststischen erscheinen. Dann begnügen wir uns eine Zeitlang ohne Süßigkeiten, und wenn uns im neuen Jahr die Erntegöttin mild gestimmt ist, dann werden wir auch wieder ausreichend Zucker für Süßigkeiten haben. Inzwischen werden wir, wie in manchen anderen guten Dingen, haushalten müssen, auch beim Kuchen, denn der Zucker wird sich mit dem Zucker ebenfalls nach der Decke strecken müssen, da die Schweinemast nun einmal vorerst.

Der Rheinländer

Ein Engländer fuhr vor Jahren auf einem Rheindampfer von Mainz nach Köln. Unterwegs legte er sich mit einer Angel ans Heck und begann seelenruhig zu angeln, zur nicht geringen Verwunderung der übrigen Reisenden. Schließlich ging einer nach unten, zog die Angel durch ein Kaskienfenster vorsichtig heran und bespitzte einen geräucherter Hering daran. Als der Engländer merkte, daß etwas an der Angel war, holte er sich behutsam und mit gewichtiger Freude aus dem Wasser und schickte seinen bereits geräucherter Fisch an. Er war ganz doch grünte zeitweilig wie ein Desfüniger und konnte es lange Zeit nicht lassen. Aus den Mienen seiner Mitpassagiere schien es schließlich den Zusammenhang zu lesen, wurde während lang zum Kapitän und trau den Vorfall ins Belcherbuch ein.

Gefunden

Flondorf: Friedrich Guterkuft, 22 J.; Freudenstadt: Hermann Koppelman; Schömberg: Johannes Umbacher, 26 Jahre; Hagenbad: Walter Erb, 23 J.; Eppingerhaus: Vergoim Dierger, geb. Hirt, Eduard Wilm, 77 J.; Calw: Alois Roder, geb. Erb, Schulmeister Wilm, 79 J.; Oberkollwangen: Johann Georg Weidlich, Bauer, 78 J.; Ruffelberg: Karl Wilm, 80 J.; Freudenstadt: Hermann Ruder, 81 J.; Oberkollwangen, 82 J.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dieter Laub in Albstadt. Verleger: Ludwig Laub, Druck u. Verlag: Druckerei Laub, Albstadt, 3. St. Preis: 20 Pf.

Kampf um Dorrit

Roman von Carola von Oralsheim-Rüglend

Copyright by Knoer & Hirth, K.-G., München 1940

20. Fortsetzung

Mit diesem Befehl konnte er nicht nach Sena zurück, nachdem er zu Frau Hildegard wie ein stolzer Held gesprochen hatte, daß er jeden Blick annehmen wolle, um nur so rasch wie denkbar die Heirat herbeizuführen, konnte er nun nicht kommen und mitteln: es gibt überhaupt keinen Posten für mich. Wie viele Bewerbungskarten hatte er geschrieben? Auf wie viele davon war überhaupt Antwort gekommen?

Jetzt, im Oktober, suchte niemand neue Kräfte auf den Ostböden.

Es gab nur noch eine Möglichkeit. Sie lag in Illas Bemühungen.

Und darum fuhr er nun zurück nach Rügen.

Auf der langen, unbequemen Fahrt dachte er oft: Gibt es das? Die schmerzliche Frau? Ja, das gibt es. Das war ihm Illa von Mellin geworden. Wenn er einen Rat brauchte, eine Hilfe, wenn er sich aussprechen mußte und gewiß sein wollte, recht verstanden zu sein, so war sie es, zu der er schickte. Er traf sie am anderen Nachmittag auf den Mellinschen Wiesen.

„Ich werde dir schon helfen, Malte“, sagte sie nach seinem Bericht.

Er sah sie dankbar an. „Siehst du, Illa, ich kann nicht mehr überleben und die Tage nutzlos verstreichen lassen. Du kannst mir antworten, ein Mensch baut Dome und der andere liegt im Gras, das Leben geht über beide hin, es ist nicht so wichtig. Aber es ist doch nicht so. Ich habe Dorrit im Blut, ich muß eine Verwaltungsstelle bekommen. Es braucht gar nichts Besonderes zu sein, ich habe alles Hoffart und Eitelkeit entlastet. Wenn ich nur so viel verdiene, daß wir heiraten können. Warum wird es uns schwergemacht?“

„Illa lächelte still vor sich hin, als wüßte sie die Antwort auf alle Fragen. Aber sie verriet sie nicht. Sie entgegnete nach einer Pause:

„Es ist kein so leichter Versuch, den ich für dich mache, Malte! Und etwas Geduld mußst du auch haben. Ich muß zu meinem Vetter Dobna nach Borspommern hinüberfahren, als Logierbesuch. Denn dort geht nichts im Sturm, alles nur immer mit der Ruhe.“

„Dan!“ sagte Malte. „Das ist das Wunderbare an Frauen, daß sie immer und für alles eine Hilfe wissen. Was hörst du von Knud, Illa?“

„Illa sah auf das Gras zu ihren Füßen. „Er ist in Norwegen in seiner Heimat. Er malt ein Bild von den Fjorden. Wenn er fertig damit ist, will er kommen und mit meinen Eltern sprechen. Du hast ja vorgearbeitet. Sie wissen jetzt, daß Künstler keine Zigeuner sind, sondern Menschen, die etwas Solides gelernt haben.“

Es war so still zwischen ihnen, daß die vielen zarten Geräusche der selben Geister laut wurden. Von fernher zog der Wind den Atem des Meeres. Ach, die Heimat! lächelte Malte.

„Bist du sehr glücklich, Illa?“

„Ja, Malte, das bin ich schon! Aber es geht mir wie dir. Wenn die Bartezeiten im Leben zu lang werden, so meint man, man ertrüge es nicht mehr.“

Malte war ein wenig bange, sich vor seinem Vater zu zeigen. Wenn ein Sohn voller Stolz abgereist ist, weil ihm eine Stellung winkt, die ihn unabhängig machen soll von der äußeren österlichen Autorität, und wenn dann dieser Sohn wieder zurückkehrt, ohne den lockenden Posten erhalten zu haben, so gehört eine große Unbefangenheit dazu, bezüglich und munter „Guten Tag!“ zu sagen, als sei nichts geschehen.

Aber er konnte doch nicht heimlich auf Gustavshof wohnen. Also machte er sich sozulegen mit Blei an den Sohlen an, den Weg ins Vaterhaus zu wandern.

Die Mamsell winkte ihm vom Küchengarten aus zu. Die Mamsell fragte, was sie ihm zum Abend vorlegen dürfe.

„Nun, das wird wohl mein Vater bestimmen, Mamsellen!“

Die Alte lachte. „Aber der Herr Baron ist doch heute morgen nach Berlin gefahren.“

„Nanu? Nach Berlin? In Geschäften?“

Die Mamsell kam mit Entsetzenslauten näher. „Mein seliger Mann ach den Herbstsalat so gern“, sagte sie ein wenig gerührt.

Und als dann Malte wiederum fragte, ob der Vater etwas über den Zweck seiner Berliner Reise habe verlauten lassen, antwortete die Mamsell: „Ich weiß ja nicht. Aber vorgestern, als ich selbst Herrn Baron und Herrn von Berg abends lervierte — morgens war die anädige Frau Viktoria auf ein paar Tage zu ihrer Schwägerin nach Stralund gefahren — redeten sie immerzu davon, man müsse einen Bioblater beiziehen. Ich konnte ja gar nicht verstehen, was die Herren wollten, aber unser Herr war ziemlich erregt.“

Malte überließ es toll. Er fühlte erschrocken, wenn sein Vater sich auf so fremde, ferne Wege begab, konnte es einzig und allein die Laupadelsche Auskunft sein, die ihm keine Ruhe ließ.

Malte mußte sich große Mühe geben, vor der Mamsell gleichmütig und better zu bleiben. Aber als er beimging, rührte ihn plötzlich diese fatale Reife. Sein Vater ließ sich also herbei, vielleicht noch einen Widerungsgrund für den Charakter des fürchtbaren Edmund Schulz zu suchen?

Einen Widerungsgrund — oder — ein letztes Berdammungsurteil.

Diese Nacht fand Malte keinen Schlaf.

Baron Wolf von Arkens Tare fuhr durch die schönen Afsen von Berlin-Westend.

Der Wagen kam am Braniger Platz vorüber und Baron Wolf dachte dabei an den Fürsten Hermann Väsler. Das war ein Herr gewesen, der das Leben zu genießen verstanden hatte. Kühn, feurig, extravaganant, Gartenkünstler, Schöpfer der Gärten von Rusau und Branig, Berater Goethes bei der Gestaltung des Weimarer Parks — ein oftmals Verliebter — und immer der große Herr.

Du lieber Himmel, man konnte ja von seinem jüngsten Sohn nicht gerade verlangen, daß er wie der Fürst Väsler sei. Nein, gewiß nicht! Dazu waren auch die Finanzen nicht beklaffen. Aber ein Fürst Väsler hätte nie eine solche Heirat durchdrücken wollen, wie Malte es tat. Fürst Väsler wäre auch nie zu Bioblatern gefahren, um zu ergründen, ob ein Mann, der im Affekt eine Feindseligkeit gleich auf der Stelle ausgetragen ... Ich bin ja selbst verrückt! dachte

Arken. Diese ganze Geschichte mit Malte macht mich noch verrückt. Sie muß ein Ende haben.

Im Grunde genommen gab es nur einen Punkt, über den er das Urteil eines erfahrenen Arztes hören wollte: war dieser Edmund Schulz immer schlecht gewesen, oder kann auch ein harmloser Durchschnittsmensch ganz unüberlegt, nur weil er unter Alkohol steht, zum Verbrecher werden?

Baron Arken wurde durch weitläufige Gärten geführt, in denen verschiedene große und kleine Wohngebäude standen. Er ging stolz und aufrecht. Er vermied es, neugierige Blicke nach den Fenstern zu schicken. Denn er hatte erfährt: an dem einen Haupte, da haben die Scheiben nicht in Holz, sondern in weiß gestrichenem Eisen! Nur keine Gesichter sehen! Es wäre auch nicht besseres Erdgut, wenn jener Edmund Schulz als ein anerkannter Narr zum Wieder geworden wäre, durchfuhr es Wolf von Arken.

Da sah er in einem tiefen Ledersofa, und ein eleganter Herr im Schreibstisch hörte ihm zu. Dieser Herr war zwanzig Jahre Arzt in der Anstalt. Er hatte sich eine unendliche Geduld erworben. Manchmal brauchte er sie mehr für die Besucher als für die Kranken, denn die Besucher forderten fast immer von ihm, er solle ein Heilbeker sein, der den Zeitpunkt der Genesung von einer unsichtbaren Ubr ableiten konnte.

Baron Arkens Fragen verriet, daß er in seinem Leben nicht viel mit krankhaften Tritten zu tun gehabt hatte.

„Ich darf Ihre Frage zusammenhängend beantworten“, unterbrach endlich der Arzt und gab die einfache Formel: „Jedes Behandlungsmittel bedeutet eine Flucht vor dem Schmerz oder der Verantwortlichkeit. Der Trinker sucht unbewußt Vergessen. Er will vielleicht einen wirklichen Nummer, eine schlechte Geschäftslage oder auch ebliches Mißgeschick für ein paar Stunden vergessen.“

Arken lachte. „Der Sorgen hat, hat auch Alld. Sehr richtig, Herr Doktor!“

Der Arzt lächelte höflich mit. „Ich darf über den Punkt hinweggehen, daß es sehr wenige Männer gibt, die sich nicht einmal die Welt etwas rosenfarbener durch den Alkohol machten. Wer es gewohnheitsmäßig tut, ist ein Schwächling.“

Arken strich seinen Bart. Ja schon, ja schon! dachte er ungeduldig und bereute halb, hergekommen zu sein. Wehrhaften Vorträgen war er nicht gewachsen. Halb widerstrebend hörte er weiter zu:

„Das Kind eines Trinkers, besonders wenn es eine Tochter ist, braucht nicht in Alkoholzeresse zu verfallen. Aber sie hat die angeborene Bereitschaft, in allen schwierigen Lebensdingen Halt und Stärke suchen zu lassen. Heiratet die Tochter eines Trinkers einen Mann, der ihr alles Schwere abnehmen kann, so wird sie wahrlich ein ganz tadelloses Leben führen.“

„Das tut sie auch“, sagte Baron Arken zum Erstaunen des Arztes. Und dann erzählte er, die eben erst begonnenen Ausführungen des Arztes unterbindend, mit möglichst gleichmütiger Stimme die Geschichte aus Lubmigsstadt in der Umkleidung: „Ich habe einen Bekannten, genauer gesagt, einen Forstbediensteten. Die Mutter seiner Braut ist eine angelebene Försterswitwe, war früh Witwe und hat erst leicht erfahren, daß ihr Vater wegen Laßlaß, begangen im Affekt und unter Alkohol, im Zuchtbaue endigte.“

Baron Arken war kein guter Schauspieler. Der erfahrene Arzt hätte ihn gern gebeten, aufhören zu sprechen. Aber der Herr wollte wohl nicht deutlich werden.

(Fortsetzung folgt)

„Nebel und Flammen“

Etwas über die modernste Heereswaffe. - Von Leutnant Dr. Zellner

Sehr schnell hat sich an der Front eine der modernsten und stärksten Waffen des deutschen Heeres durchgesetzt: der Nebelwerfer. Er wurde zum Freund der Infanterie und zum Schrecken der Feinde. Überall da, wo der Volkswelt heute mit seinen großen Massen angreift, wo er die deutschen Linien zu überrennen droht, da hören die deutschen Nebelwerfer Lob und Verberben, da zerbricht der Ansturm der Volkswelten unter der gewaltigen Feuerwirkung ihrer Robre. Von dieser Waffe wollen wir der Heimat etwas erzählen:

Die Nebeltruppe, die mit dieser Waffe ausgerüstet ist, ist voll motorisiert und mit geländegängigen Fahrzeugen ausgestattet. Als Heeresgruppe untersteht sie der obersten Führung direkt und wird von ihr an den Schwerpunkten des Kampfes eingesetzt. Aus ihren Werfern können Nebel-, Brisanz- und Flamm-Granaten verschossen werden. Die Stärke dieser Waffen liegt in ihrem überraschenden Einsatz und dem durch keine andere Waffe erreichbaren Massenfeuer.

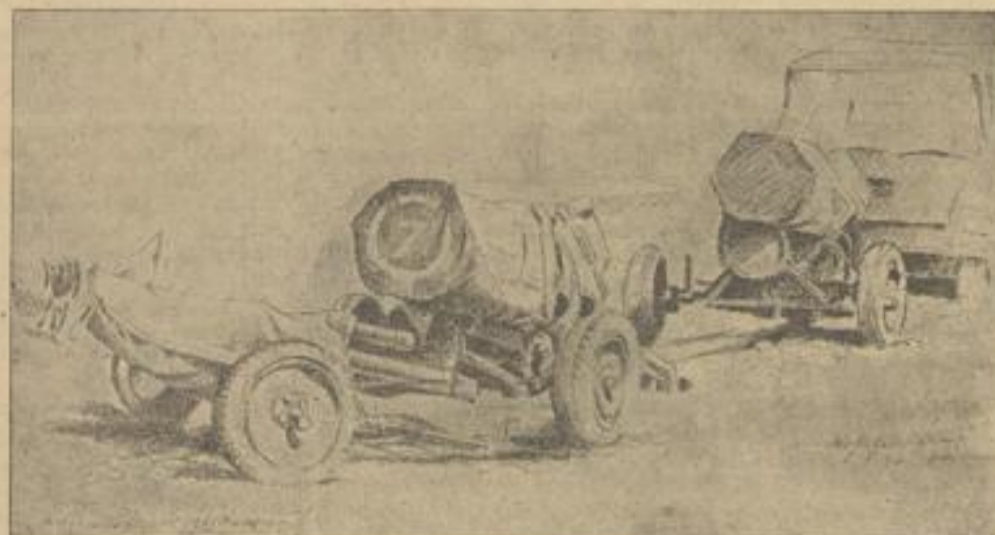
Das Schießen von künstlichem Nebel in überraschendem und anhaltendem Einsatz hat den Zweck, feindlichen Massen und Beobachtungsposten die Sicht zu nehmen, das Feuer des Feindes zu lähmen, seine Kampfführung zu behindern und die eigene Truppe der feindlichen Beobachtung zu entziehen. Durch den Einsatz von Nebel kann die Abgabe gezielten Feuers durch die Massen des Feindes unterbunden werden, so daß seine Artillerie und schweren Waffen ohne Beobachtung schiessen müssen und das System der feindlichen Abwehr gelähmt wird. Der Feind ist gezwungen, seine Munition ins Ungeheure zu verschleudern; auch kann er durch Scheinvernebelungen über die eigene Absicht im Unklaren gehalten werden.

Der Masseneinsatz von Brisanz-Munition soll an begrenzten Räumen angebracht werden oder hinter schützenden Deckungen befindliche Ziele verschießen. Auch hier hat die Stärke

der Nebeltruppe in einem überraschenden Massenfeuer auf Flächenziele. Sie wird hierin von keiner anderen Waffe erreicht. Durch diese Massenfeuer können die feindlichen Reserven und die

Werfer der Nebeltruppe gegenüber allen anderen Waffen ist der, daß das Gewicht der Waffe im Vergleich zu dem Gewicht der verschossenen Munition gering ist und daher die Werfer in je-

teile wurden durch eine völlig neuartige Konstruktion der Munition und der Waffen erreicht. Um die Einsatzmöglichkeiten der Nebeltruppe an Beispielen klar zu machen,



Wehe, wenn sie losgelassen...

gegnerische Artillerie oftmals mit einem einzigen Feuererschlag vernichtet werden. Wenn es gelingt, vor einem feindlichen Angriff die Bereitstellungen des Gegners zu erkennen, kann der gegnerische Angriff durch einige gut liegende Salven Sprengmunition schon im Keime erstickt werden.

Auch beim Einsatz von Brisanz-Munition ist die Wahrung der Überraschung wichtig. Die Feuerschläge müssen daher sorgfältig nach allen vorhandenen Unterlagen vorbereitet werden. Wenn die eigene Infanterie unmittelbar nach einem Feuerüberfall nachhört, findet sie oft nur noch geringen Widerstand beim Gegner. Der Einsatz von Flamm-Munition dient zum schlagartigen Inbrandsetzen wichtiger feindlicher Stützpunkte. Diese Munition ist besonders in der Sowjetunion von großer Bedeutung, da sich die Sowjets immer wieder in Dörfern und Wäldern festsetzen und daraus mit anderen Waffen kaum vertrieben werden können.

Die Nebeltruppe ist mit Werfern von mittleren und schwerem Kaliber ausgerüstet. Der große Vorteil der

dem Gelände in Stellung gebracht werden können. Eine Munitionsalve wiegt ungefähr dasselbe wie der Werfer selbst. Das Nachladen der Werfer nach erfolgtem Abschuss geht bei der guten Schulung der Kanoniere sehr schnell vor sich und es können

möchte ich hier einige selbst erlebte Einsätze beschreiben: Im Angriff über das Steppengelände im Süden der Sowjetunion war die Panzerspige bis in die Höhe eines Waldstückes vorgebrungen. Dieses Waldstück lag links flankierend zur eigenen



Werfer in Feuerstellung südlich dem Labogasec

Zeichnungen: Hamm, Dt.

dadurch geschlossene Feuerschläge in Abständen von einigen Sekunden aufeinander folgen. Alle diese Vor-

angriffsrückung und in ihm hatten sich die Sowjets durch Bau von Erdstellungen und Einsatz einer großen Menge

kompanie übernommen. Untere Werferabteilung folgte nach einem Einsatz in raschem Tempo der Panzerspige, um

oder auch als die „Heuler“ nach dem tiefen Orgelton der Granaten bezeichnet. Leutnant Dr. Zellner.

Abgängige Obstbäume
(teilweise als Werkholz brauchbar) werden am Freitag, 7. Januar 1944 an Raaflebbhaber zum Aushlag zugestellt.
Zusammenkunft 14 Uhr beim „Löwen“.
Auskunft erteilt die **Stadtpflege**.

Fundsache
Die Frauensperson, die am Montag, 3. Januar 1944 abends um 7 Uhr-Zug kam, wurde in der Dunkelheit erkannt, als sie den Fund in der Haldestraße in der Nähe des Hauses Röbele an sich nahm. Die Fundsache ist sofort abzugeben im Rathaus Zimmer 12.

Tinte
schwarz
blau
rot
weiß
empfiehlt die
Buchhandlung Lauk
Verkaufe ein schön-s, ans
Tränken empfohlenes, 5 Wochen
altes
Ruhfals
von Herdbuchh und Genof-
senchaftswaren Faust
Maß, Schmieß, Bößlagen

3 HERZBLÄTTER
Die Schutzmarke
unserer
Träparate
TUGALWEIN GERICHSCHMIDT
fabrik pharmaz u koem Präparate
MÜNCHEN

NS-Frauenschaft
Am 11. Jan. 44 beginnt die
9. Nähberatung
Die Bestimmungen der Näh-
beratungen haben insofern eine
Veränderung erfahren, als eine
Beratung nur noch aus 6 Folgen
mit je 2 1/2 Stunden besteht und
und RM 3.— kostet.
Anmeldung bei mir.
Schlumberger
Ortsfrauenschaftsleiterin.

Freunde! PERIANER!
Habt ihr Euch mal überlegt, was die Post
beste leistet und? Bestimmt nicht, wenn
wären wir nicht täglich soviel Perianer-
Briefe aus Nord, Süd, Ost und West erhal-
ten. Habt trotzdem Dank für Eure Treue!
Aber denkt daran: Heute wird jede Kraft
für den Sieg gebraucht - auch bei der Post,
die Eure Briefe weiterleitet! Es freut uns,
daß PERI nicht vergessen ist, auch wenn
man vorübergehend darauf verzichten muß.
Nach dem Siege gibt es wieder alles - auch
PERI
Dr. Korthaus
DR. KORTHAUS, FRANKFURT A. M.

Spare auch Du
durch hauchdünne Auf-
tragen bei
Guttalin
- Schuhcreme
Nur in Fachgeschäften!
GUTTALIN-FABRIK, KOLN

Verloren
gingen gestern (Mittwoch) nach-
mittag kurz vor 17 Uhr auf
dem Postamt oder auf dem
Tage vom Postamt bis Rat-
haus grane Lederhandschuhe
müllgefüttert. Gegen gute Be-
lohnung abzugeben bei
Borchinger-Fischer
Hirsch-Kaffee 1. Stock.

Todes-Anzeige. **Scheidebad, 5. Jan. 1944.**
Allen Verwandten und Bekannten mit herz-
liche Mitteilung, daß mein lieber Papa, unser guter Vater,
Großvater, Bruder, Schwager und Onkel
Friedrich Reppler
nach kurzer, schwerer Krankheit am 27. 12. verschieden ist.
In tiefer Trauer:
Die Witwe: Barbara Reppler, geb. Schalte mit Kindern
Fritz Reppler mit Familie, K. A. K. K. K.
Anna Kusterer mit Gatten, Bielefeld
Christine Schaber mit Familie, Freudenstadt
Dana Reppler mit Familie, Scherabach
Ida Reppler mit Familie, Rosenthal
Willy Reppler mit Braut.
Beerdigung Freitag, 14 Uhr.

Todes-Anzeige. **Pöppelthal, 5. Jan. 1944.**
Nach Gottes ewigem Ratschluß durfte mein lieber Mann,
unser guter Vater, Schwiegervater, Großvater und Schwager
Adam Wurster
Polzhauer
nach langem, schweren Leiden im Alter von über 85 Jahren
zur ersehnten Ruhe eingehen.
In tiefem Leid:
Die Wittin: Agathe Wurster, geb. Groß.
Karl Wurster mit Frau und Kindern
Christian Wurster z. St. in Osten mit Frau und Kindern.
[Beerdigung Freitag, 7. Januar, 14 Uhr in Enghörsdorf.]

Inserate
bitten wir jeweils tags zuvor anzugeben